

# Zu unserer zweiten Kunstbeilage

Autor(en): **O.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587789>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

vierzig Haushaltungen im Herbst, steht man im Herbst, so findet die Ueberrumplung im Frühjahr statt. So was Zähes wie diese viermal zehn Familien, die sich in unsere Kolonie verbissen haben, trifft man selten. Sie und da kommt wohl ein Frischer; aber es fällt ihm nicht ein, einer der vierzig zu sein. Unser sanguinischer Zeitungschreiber läßt sich durch keine Neckereien von seiner Zahl abbringen; vielleicht rechnet er so: viel Land ist verkauft, abbezahlt, und die Besitzer weilen noch weiß Gott wo und kümmern sich einstweilen noch nicht um Hohenwald oder New-Switzerland; solcher Saumseligen, die den Braten riechen und folglich auf sich warten lassen, mögen etwa vierzig sein; so könnte es noch ungefähr klappen, zu genau darf man es nicht nehmen.

Auch der Barbier fehlt nicht; es ist das ein kleiner, beweglicher Waadtländer. Er wohnt im schmuckten Häuschen am Ende der Geschäftsstraße und gibt sich neben seinem Beruf gern und viel mit Gärtnerei ab. Das ist ein Glück für den Mann; denn dem Südländer unserer Regionen widerstrebt ein Barbier, so nötig er ihn auch brauchte. Alles sträubt sich an ihm und sträubt sich Jahre lang gegen das Messer; höchstens die Schere der Ehefrau scheint er zu dulden. Doch hat Herr L. auch Südländer als Kundschaft. Sie ahmen alsgemach unsern Landsleuten nach in der Sitte, sich scheren zu lassen.

Nun biegt die Straße links um hinauf zur Schmiede, zur englischen Kirche, zum deutschen Vereinslokal, zu der in regem Betrieb stehenden Stickerie und weiter hinauf zum schon erwähnten Rathhaus. Englische und Schweizer haben ihre Hütten hier und da auf dem Plane verteilt; der letztern Heimstätten

erkennt man an den schmucken Gärten davor, an der Sauberkeit des Plazes, während die erstern ihren Ueberfluß an altem Blechgeschirr, Lumpen, zerrissenem Schuhwerk der Welt kund und zu wissen tun und weiter nichts verlangen, als über die Hindernisse hinweg mit heiler Haut ihren Ein- und Ausgang bewerkstelligen zu können. Die meisten dieser Stadtbewohner haben ein paar Schweine laufen und eine oder mehr Kühe, die mit andern einstweilen an der Gepler- oder Tellstraße ihre ersten Mäuler voll nehmen, bevor sie sich weiter in die Büsche schlagen. —

Nun ist's aber auch im Süden ein bißchen Winter geworden. Die Gegend ist wie leicht überzuckert von körnigem Schnee, und von dort her, wo im Frühjahr die wilden Rhododendronbüsche so süß duften und in allen Farben prangen vor lauter Blüten, wo die Klärung aufhört und der Busch anfängt mit seinem toten Laub und seinen braunen Farbentönen, von dorthier bimmelt ein Glöcklein, von einem Miniaturtürmchen herab, es verkündet Gottesdienst für den kommenden Tag, den ersten Sonntag des Jahres. Dort steht das traute, idyllische Kirchlein der wenigen katholischen Schweizerfamilien. Mit Mühe und Not haben diese wieder einmal die nötigen Dollars zusammengebracht, um einen Priester aus der Ferne herrufen zu können; nur viertel- oder halbjährlich dürfen sie sich diesen Luxus gestatten. Die Armut verurteilt dies arme Glöcklein zu so lang andauerndem Schweigen, daß es, die endliche Erlösung feierend, doppelt jubelnd und freudig läutet — zum neuen Jahr über Hohenwald.

Sulba Grubelly.

## Zu unserer zweiten Kunstbeilage.

Wir freuen uns, noch im Lauf dieses Jahrgangs unsern Lesern eine stattliche Reihe origineller Radierungen des namentlich im Ausland schon hochgeschätzten, zu Solin bei München lebenden und schaffenden Schweizer Künstlers Albert Welti (geb. 1862 in Zürich) vorführen zu dürfen, und eröffnen den Reigen mit der wirkungsvollen Komposition: „Walkürenritt“. Schon im zweiten Jahrgang der „Schweiz“ (1898) S. 537 gedachten wir gelegentlich dieses flotten Blattes, in dem die Wolken sinnreich durch den Zug der Walküren dargestellt sind. Es ist vorzüglich im Charakter der Radierung gehalten in der Kraft der Kontraste und der „tonigen Weichheit und Durchsicht der Tiefen“; die Zeichnung ist markant und wichtig, ungemein lebhaft die Kontrastwirkung von Hell und Dunkel. — Die Walküren, die in unsern Tagen durch Richard Wagners Musikdrama den breitesten Volksschichten vertraute Gestalten geworden, reiten heran auf wild sich bäumenden, die Rüstern bläbenden Rossen, sie reiten hernieder auf die dunkelgehaltene Landschaft mit Burgruine und Torweg; eine Führerin im

Vordergrund weist mit der Lanze die Richtung, zu den Schwestern emporschauend. Obins Dienerinnen steigen nieder zur Walkstatt, um die gefallenen Helben emporzutragen nach Walthall, wo sie ihnen die Trinkhörner reichen. . . . Aber weniger wohl auf die mythische Bedeutung dieser Walküren kam es dem Künstler an, als etwa darauf, anschaulich zu machen, wie die Bewohner der nordischen Gegenden zu diesem Glauben an solche Kampffrauen gelangen mochten, indem sie in phantastischen, regendüstern Wolken- und Nebelgebilden reitende Frauen zu schauen wähten; deuten doch die Einzelnamen der Walküren fast durchweg auf Kampf und Sturm. Der Künstler hat also den Mythos gleichsam übersezt in eine Naturerscheinung, läßt in grandioser Weise die Kampffrauen das Gewölk beleben. Wenigstens hat Albert Welti ungefähr den gleichen Gedanken noch in einer zweiten Radierung, „Nebelreiter“ betitelt, zum Ausdruck gebracht. Der „Kunstwart“ hat sie bereits wiedergegeben, und auch wir werden sie in einer folgenden Nummer mitteilen können. D. W.

## Frühlingssturm.

Die Wipfel des Waldes durchrast der Föhn:  
Da gibt es ein Aechzen und ein Gestöhn,  
Ein Schwanken, ein Biegen und Brechen.  
Ich stütze mich fest auf den Wanderstab;  
Denn drohend kommt durch die Schluchten herab  
Das Donnern von schäumenden Bächen.

Die Bäche, die werden zu Strömen bald —  
Schon hör' ich ein Poltern und Tosen im Wald:  
Das dröhnet wie Hochlandes Grüssen!  
Den Riesentannen mit ihrem Stolz  
Schleudern sie Felsen und splitterndes Holz  
Und krachende Trümmer zu Füßen.

Wie Kunde von nahender Lenzespracht,  
Wie rasende Freude durchbraust es die Nacht:  
Der Frühling, der Frühling wird kommen!  
Ja — bald wird er kommen mit Sang und Klang,  
Und bald ist auch, was mich drückte so bang,  
Wie Schneeflut von dannen geschwommen.

J. Stauffacher, St. Gallen.